
ALEXANDER DEEG

Zwischen-Räume: Wir – Ich – die Anderen

Zu gegenwärtigen Transformationsdynamiken sakraler Räume zwischen Entgrenzungen und Grenzziehungen¹

Der Aufsatz entwickelt – ausgehend von gegenwärtigen Transformationen sakraler Räume – eine Theorie des sakralen Raumes, für die die Spannung zwischen Abgrenzung und Öffnung ebenso charakteristisch ist wie die Tatsache, dass es sich bei Sakralräumen um Räume für die Gemeinschaft („Wir“), für Einzelne („Ich“) und für „die Anderen“, die nicht zur kirchlichen Gemeinschaft gehören, handelt. In diesen Perspektiven erscheinen Sakralraumtransformationen paradigmatisch für gegenwärtige Transformationsaufgaben der katholischen wie evangelischen Kirchen. – Prof. Dr. Alexander Deeg, geb. 1972, lehrt seit 2011 Praktische Theologie in Leipzig und leitet das Liturgiewissenschaftliche Institut der VELKD. Seit 2020 arbeitet er mit einem Forschungsprojekt in der von Albert Gerhards geleiteten DFG-Forschungsgruppe „Sakralraumtransformation“ (www.transara.de) mit. Ausgewählte Veröffentlichungen: Das äußere Wort und seine liturgische Gestalt. Überlegungen zu einer evangelischen Fundamentalliturgik (APTLH 68), Göttingen 2012; (zus. mit Andreas Schüle) Die neuen alttestamentlichen Perikopentexte. Exegetische und homiletisch-liturgische Zugänge, Leipzig 2018; (Hg. zus. mit Christian Lehnert) Liturgie – Körper – Medien. Herausforderungen für den Gottesdienst in der digitalen Gesellschaft, Leipzig 2019; (Hg. zus. mit Christian Lehnert) Krieg und Frieden: Metaphern der Gewalt und der Versöhnung im christlichen Gottesdienst (Beiträge zu Liturgie und Spiritualität 34), Leipzig 2022.

Es gibt in der gegenwärtigen Theologie wohl niemanden, der sich gründlicher mit Sakralräumen, ihrer Bedeutung, ihrer Gestaltung und ihrer Transformation beschäftigt hat als Albert Gerhards. In seinen mehr als 500 (!) Veröffentlichungen lässt sich lernen, welche Bedeutung Sakralräume für die Feier von Gottesdiensten haben, aber es lässt sich weit darüber hinaus entdecken, dass diese Räume grundlegend zeigen, was „Kirche“ ist, wie sie sich selbst versteht und in welcher Relation zu der Gesellschaft sie sich sieht. Sakralraumtransformationen sind daher ein Indikator für kirchliche Veränderungsprozesse – und zweifellos immer auch eine Chance zur Transformation der Kirche. Meine erste und grundlegende These lautet: *Sakralräume sind Zwischen-Räume und lassen sich in sozialer Perspektive als Räume zwischen „Wir“, „Ich“ und „den Anderen“ beschreiben, zwischen den Logiken der Gemeinschaft/der Kirche, der Individuen und der Gesellschaft*. Nur wenn diese drei Aspekte miteinander und in ihrer Interrelation bedacht

¹ Vortrag bei dem Festakt zum 70. Geburtstag von Prof. Dr. Albert Gerhards in München am 23.10.2021. Der Charakter des vorliegenden Textes als mündliche Rede ist weitgehend beibehalten.

werden, gelingen stimmige Wahrnehmungen und Beschreibungen von Kirchenräumen sowie Transformationsprozesse.

1. „Wir“, „Ich“ und „die Anderen“ – eine erste Vermessung des Zwischenraums

Die klassische evangelische Raumlogik ist eine Logik des *gemeinsamen Feierraums*, eine Logik des „Wir“. Luthers immer wieder zitierte Torgauer Kirchweihpredigt aus dem Jahr 1544 bringt das zum Ausdruck: Es solle nichts anderes in dem neu geschaffenen Raum der Torgauer Schlosskirche geschehen, „denn dass unser lieber Herr selbst mit uns redet durch sein heiliges Wort und wir wiederum mit ihm reden durch Gebet und Lobgesang“.² Gottesdienst erscheint als Gott-menschlicher Wort-Wechsel, und besser müsste man sagen als Gott-*gemeindlicher* Wortwechsel, so sehr ist Luthers Kirchweihpredigt auf die erste Person Plural, auf das „Wir“ der feiernden Gemeinde bezogen. Wenn es überhaupt kirchliche Räume geben soll und muss, dann solche, in denen die Gemeinde zur Feier von Gottesdiensten zusammenkommt. Freilich: Für Luther war klar, dass dies problemlos auch an anderen Orten geschehen könnte; aber aus pragmatischen Gründen seien Kirchenräume doch gut nutzbar und weiterhin brauchbar.

Die flächendeckende Einrichtung von Kirchenbänken, die in aller Regel auf die Kanzel fokussiert waren, geschah zwar keineswegs erst im frühen 16. Jahrhundert, wurde durch die Reformation aber doch entschieden vorangetrieben. Die Bänke dienten der Konzentration auf die gemeinsame Feier, in deren Mittelpunkt die Predigt stand (mit durchaus problematischen Folgen für die Liturgie, die teilweise allzu sehr homiletisiert, pädagogisiert und funktionalisiert wurde).³

Für den Raum bedeutete dies: Evangelische Kirchenräume waren wie Schulräume Versammlungsräume zu einem bestimmten Zweck, die Menschen dann aufsuchten, wenn eine Veranstaltung, hier also: ein Gottesdienst, dort stattfand. Im 16. Jahrhundert freilich waren das nicht wenige Veranstaltungen im Lauf der Woche: tägliche Gebete, Wochengottesdienste, heutzutage sogenannte Kasualien, mehrere Gottesdienste am Sonntag. Im Lauf der Zeit aber reduzierten sich die wöchentlichen Gottesdienste, und nicht wenige Kirchen waren pro Woche ca. eineinhalb Stunden für die gemeinsame Feier geöffnet – und blieben die restliche Zeit verschlossen.

² WA 49,588 (hier orthographisch modernisiert). Luthers Predigt wurde am 5.10.1544 gehalten.

³ Vgl. dazu ausführlicher Alexander Deeg, Das äußere Wort und seine liturgische Gestalt. Überlegungen zu einer evangelischen Fundamentalliturgik (APTLH 68), Göttingen 2012, 77–95.

Allerdings bin ich mir alles andere als sicher, wann sich diese Entwicklung historisch greifen lässt. Waren evangelische Kirchenräume im 16. Jahrhundert oder im 17. üblicherweise verschlossen oder geöffnet, wenn darin nicht gerade etwas „stattfand“? Konnten Menschen zu jeder Zeit eintreten? Und taten Menschen in evangelischen Räumen dies? Anders formuliert: Wurde die Logik der ersten Person Singular, die Logik des „Ich“, das zum individuellen Gebet in die Kirche kommt, tatsächlich flächendeckend und ziemlich schnell im evangelischen Kontext eliminiert? Oder gab es die Chance zur individuellen Pflege von Glaube und Frömmigkeit auch in evangelischen Kirchen?

Seit einigen Jahren haben evangelische Christenmenschen genau das wieder gelernt und erkannt, welche Bedeutung Kirchenräume jenseits der darin gefeierten Gottesdienste haben: als Räume der Stille, als Orte für innere Einkehr, Meditation und Gebet, für eine Kerze, die angezündet wird, für ein Gebet, das auf eine Gebetswand geschrieben und ggf. im Gottesdienst verlesen wird (womit sich individuelle und gemeinschaftliche Frömmigkeit verbinden).⁴ Gerade in Zeiten der Corona-Pandemie wurde die Bedeutung „offener Kirchen“ neu wahrgenommen – und es ist für mich immer wieder erstaunlich, dass ausgerechnet evangelische Kirchen, die den neuzeitlichen Entwicklungen der Individualisierung und Subjektorientierung vielfach weit engagierter gefolgt sind als katholische, so lange gebraucht haben, um die Bedeutung von Kirchenräumen für die *individuelle* Praxis von Frömmigkeit zu entdecken – oder weiter gefasst: für individuelle Religionspraxis.⁵

Neben die Logik des „Wir“ und des „Ich“ habe ich im Titel dieses Beitrags „die Anderen“ gesetzt. Damit ist eine typisch neuzeitliche Problemkonstellation angesprochen, die für das 16. Jahrhundert noch nicht greifbar ist, weil es „die Anderen“ in einer geschlossen christlich religiösen Gesellschaft schlicht nicht gab (oder präziser: kaum gab; zu denken wäre selbstverständlich an Jüdinnen und Juden in mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Kontexten, die christliche Sakralräume aber nicht betraten und nicht betreten durften). Dennoch blicke ich auf ein Bild aus der Zeit um 1600 – ein sogenanntes Konfessionsbild aus der Stadtkirche in Bopfingen.

⁴ Vgl. zur vielfältigen Nutzung und Wahrnehmung von Kirchen u. a. Clemens W. Bethge, Kirchenraum. Eine raumtheoretische Konzeptualisierung der Wirkungsästhetik (Praktische Theologie heute 140), Stuttgart 2015.

⁵ Ich erinnere mich noch gut an die Aktion „Offene Kirchen“, die Ende der 1990er in der evangelisch-lutherischen Kirche in Bayern gestartet wurde und die zum Ziel hatte, dass Kirchenräume nach Möglichkeit täglich verlässlich geöffnet werden und bleiben – nicht nur die großen Kirchen der Innenstadt, sondern auch die kleinen Kirchen auf dem Dorf. Nicht wenige Gemeinden wunderten sich – so auch die Landgemeinde, in der ich damals als Vikar Dienst tun durfte –, wie gerne und häufig Menschen den Raum aufsuchten.



Abb. 1: Konfessionsbild, Stadtkirche Bopfingen (um 1600)⁶

Nur ein kaum wahrnehmbares Detail greife ich heraus: die in der Kirche spazierenden und von einem Hund begleiteten Menschen rechts hinter dem Altar. Viele Deutungen hat gerade dieser Hund erfahren. Will das Reformationsbild darauf hinweisen, dass es im Protestantismus keine „heiligen Räume“ gibt, und erscheint daher ein Hund im Kirchenraum passend? Oder zeigt es weniger polemisch die prinzipielle Offenheit eines Kirchenraumes für die „Gesellschaft“ und für das soziale „Leben“, das in ihr stattfindet? Vor allem niederländische Genremalereien führen diesen Aspekt immer wieder vor Augen, indem sie darstellen, dass in Kirchenräumen geredet, diskutiert, gebettelt, ge- und verkauft etc. wurde – wobei nie ganz klar ist, ob es die Faszination der Künstler für die Räume und die Darstellung der Perspektive ist, die zu diesen Gemälden führt, oder ob hier reales soziales Leben abgebildet wird.⁷

Übertragen auf unsere Zeit, in der deutschlandweit nur noch etwas weniger als die Hälfte der Bevölkerung zu einer der „großen“ Kirche gehört, im Osten Deutschlands nur noch ca. 15 %, stellt sich die Frage, inwiefern die Räume, von denen wir reden, auch „Räume für die Anderen“ sind, Räume für die Gesellschaft um die Kirche herum, Räume inmitten des Sozialraums

⁶ Abdruck aus Helmut Schatz, Historische Bilder zum Evangelisch-Lutherischen Gottesdienst, Ansbach 2004, 108 [Abdruck mit freundlicher Genehmigung der Witwe des Autors].

⁷ Vgl. nur zum Beispiel die zahlreichen im Internet greifbaren Bilder von Kircheninnenräumen von Hendrik van Steenwijk dem Jüngeren (1580–1649).

und im Quartier, Räume, die über sich selbst und ihre im engeren Sinn religiöse Funktion hinausweisen.

Ob die Werbeaktion des Denkmalschutzes aus dem Jahr 2021 in diese Richtung weist, wenn sie aktuelle Praktiken im digitalen Zeitalter mit Kirchenräumen verbindet?⁸ Auf Plakaten sind Details aus alten Kirchen zu sehen oder Außenansichten von Kirchengebäuden, und dazu finden sich Sätze wie: „Für diesen Chatroom brauchen Sie kein WLAN“ oder „Hat schon mehr als 25 Generationen influencet.“ In jedem Fall haben Kirchenräume die Chance, sich „den Anderen“ zu öffnen – und damit einen Aspekt ihrer historischen Nutzung wieder aufzunehmen: Raum zu sein inmitten der Gesellschaft und für die Gesellschaft.

Meine nochmals leicht reformulierte Grundthese lautet: *Es gilt, Sakralräume in ihrer Bedeutung für das „Wir“, das „Ich“ und „die Anderen“ wahrzunehmen und Raumarrangements sowie Nutzungsmöglichkeiten zu gestalten, die auf dieses Wechselspiel Rücksicht nehmen und es immer neu ermöglichen.*

In den folgenden Punkten versuche ich, diese Perspektiven zu vertiefen und an Beispielen zu konkretisieren. Dabei gehe ich zunächst allerdings einen scheinbar großen Umweg und blicke nach Bethlehem.

2. Bethlehemische Raum-Logiken



Die Geburtskirche in Bethlehem ist in vielfacher Hinsicht ein „Unfall“ der Architekturgeschichte (obwohl sie die älteste durchgängig genutzte Kirche im Heiligen Land darstellt). Unzählige Um-, An- und Rückbauten prägen den Raumeindruck, vielleicht nicht ganz so heftig wie bei der in ihrer ursprünglichen Gestalt kaum noch erkennbaren Anastasis in Jerusalem, aber wenigstens im Blick auf den Eingang eher noch dramatischer.

Das alte Eingangsportal der von Konstantin und Helena ursprünglich erbauten fünfschiffigen Basilika wurde in der Kreuzfahrerzeit so vermauert, dass nur noch ein schmaler und niedriger Durchgang entstand.

Abb. 2: Bethlehem – Eingang zur Geburtskirche⁹

⁸ Vgl. www.denkmalschutz.de.

⁹ Abbildung nach https://de.wikipedia.org/wiki/Geburtskirche#/media/Datei:Bethlehem_Eingang_zur_Geburtskirche.jpg [Zugriff: 9.6.2022].

Es ist möglich, dies als architektonische Problematik zu sehen – oder als einen Eingriff mit hoher theologischer und spiritueller Bedeutung: Wer hineinwill, muss sich klein machen; nur Kinder kommen hindurch, ohne den Kopf einzuziehen. Wer aus dem in aller Regel betriebsamen Manger Square in die Kirche will, nimmt die Unterbrechung deutlich wahr. Ich nenne dies *Bethlehem I*, eine erste Raumlogik, die zu Kirchenräumen gehört: Sie sind andere Orte, Heterotopien, wie Foucault meinte, Orte, die die gesellschaftlichen Logiken unterbrechen.¹⁰ Sie sind umfriedete Räume – wie es generell für „heilige Räume“ in religionsphänomenologischer Perspektive gilt.¹¹



Abb. 3: Martin Schongauer (ca. 1450–1491): um 1480,
Staatliche Museen Berlin¹³

Das Bild von Martin Schongauer (um 1440–1491), einem der begnadetsten spätgotischen Maler in Deutschland, der wegen seiner Kunst auch „Martin

Neben *Bethlehem I* gibt es aber auch die ganz andere bethlehemitische Raumlogik: *Bethlehem II*, der offene Stall, in dem das Kind liegt und der allen die Möglichkeit zum Zugang gewährt – exemplarisch den Hirten und den Königen. Freilich: Sobald sie hinzutreten, erfahren sie eine Unterbrechung, die sich gestisch und in den Praktiken im Stall ausdrückt: Sie fallen nieder, beten an, bringen Geschenke. Ein ganz alltäglicher Raum wird durch den, der da liegt, anders; ein offener Raum steht für die große göttliche Unterbrechung der Logiken dieser Welt.¹²

¹⁰ Vgl. Michel Foucault, Die Heterotopien/Der utopische Körper. Zwei Radiovorträge. Zweispr. Ausg., übers. v. Michael Bischoff, mit einem Nachw. v. Daniel Defert, Frankfurt/M. 2005.

¹¹ Vgl. Manfred Josuttis, Die Einführung in das Leben. Pastoraltheologie zwischen Phänomenologie und Spiritualität, Gütersloh 1996, 34–49.

¹² Nicht im Blick auf Räume, dafür umso grundlegender haben Charles Campbell und Johan Cilliers diese „närrische“ Unterbrechung der innerweltlichen Logiken in Aufnahme von 1 Kor 1 dargestellt: dies., Preaching Fools. The Gospel as a Rhetoric of Folly, Waco (TX) 2012; vgl. dazu auch Johannes M. Modeß, Gottesdienst als Skandal. Eine kreuzestheologische Fundamentalliturgik (HUT 85), Tübingen 2022.

¹³ Abbildung nach: https://de.wikipedia.org/wiki/Datei:Martin_Schongauer_001.jpg [Zugriff: 9.6.2022].

Schön“ oder „Hipsch Martin“ genannt wurde,¹⁴ ist kein Altar-, sondern ein Andachtsbild, gedacht für die individuelle Frömmigkeit. Der zerbrechlich wirkende Jesus liegt auf dem Boden; ihm wenden sich alle Blicke zu. Die Decke, auf der er liegt, ist zerschlissen. Wie die abgenutzten Bündel am Tragestab Josefs weist diese Decke auf die Armut der heiligen Familie hin. Die Diagonale von links oben nach rechts unten trennt Innen und Außen: das Innen der Heiligen Familie, das Außen der Welt – und die Pointe ist, dass beides in dem Christuskind wie in dem Kopf der Maria miteinander verbunden wird. Von außen nähern sich die Hirten – mit rauen Händen, zerschlissener Kleidung, unrasierten Gesichtern – und dennoch voller Würde.

Immer wieder zeigen Geburtsdarstellungen diese Öffnung und verweisen auf *Bethlehem II*. Ein weiteres bekanntes Beispiel aus etwa gleicher Zeit stellt das von Hugo van der Goes um 1475 gestaltete sogenannte Portinari-Triptychon (zu sehen in den Uffizien in Florenz) dar.¹⁵



Abb. 4: Portinari-Triptychon

Deutlich wird hier, wie sich die Menschen der Zeit ins Bild gesetzt haben: mit ihrer Kleidung und ihren Wesenszügen – bis hin zu der Stifterfamilie, die rechts und links zu sehen ist.

Meine dritte These lautet: *Bethlehem I und Bethlehem II – beides gehört zusammen, wenn wir von christlichen Sakralräumen reden: die Unterschiedenheit von der Welt, die den Raum zum abgesonderten Raum macht, und die Öffnung hin zur Welt und für den Einzelnen.*

¹⁴ Vgl. <http://syndrome-de-stendhal.blogspot.com/2016/12/heiland-auf-der-mottendecke-martin.html> [Zugriff: 9.6.2022].

¹⁵ Abbildung nach: https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/6/69/Hugo_van_der_Goes_004.jpg [Zugriff: 9.6.2022].

3. Wir-Räume und die Frage nach dem Ich und nach den Anderen

Die größte Chance, aber gleichzeitig auch die größte Problematik eines evangelischen Verständnisses von Kirchenraum (der Begriff „Sakralraum“ erscheint im evangelischen Kontext grundsätzlich als weniger geeignet oder mindestens umstritten) liegt m. E., wie bereits angedeutet, in der Konzentration auf die Logik des „Wir“, die die individuellen Logiken ebenso außen vorlässt wie die Frage nach „den Anderen“. Kirchenräume werden als Räume der Gemeinde gesehen, ausgerichtet auf die Feier von Gottesdiensten.

Bekanntlich meinte der Architekt und Kunsthistoriker Cornelius Gurlitt (1850–1938) in seinem 1921 erschienenen Buch „Die Pflege der kirchlichen Kunstdenkmäler. Ein Handbuch für Geistliche, Gemeinden und Kunstfreunde“, dass die „Liturgie“ der „Bauherr in der Kirche“ sei und sein solle.¹⁶ Diese Idee wurde vielfach aufgenommen und war nicht zuletzt auch für die römisch-katholische Kirche und ihre Liturgiereformen des 20. Jahrhunderts prägend.

Etwa zu gleicher Zeit, als Gurlitt diese Forderung erhob, experimentierten Rudolf Schwarz und Romano Guardini in Burg Rothenfels mit der Anordnung des liturgischen Raumes (ein Experiment, das bis heute u. a. von Albert Gerhards an diesem Ort fortgesetzt wird). Die Einsicht in die Bedeutung des Raumes für die Gestaltung und für das Erleben von Liturgie war leitend – und wurde in den vergangenen Jahrzehnten durch den *spatial turn* nochmals neu in den Fokus der Aufmerksamkeit gerückt.

Vor allem die Möglichkeit der *participatio actuosa* der Gemeinde war dabei ein Argument, das zu räumlichen Neuarrangements führte – nicht selten zu sogenannten *Communio-Räumen*, die die problematische liturgische „Bühne“, auf der ein herausgehobener Liturg die Messe „liest“ und „zelebriert“, verschwinden lassen und in denen die Gemeinde – anders als in einem nach vorne orientierten Raum – in das Feiergeschehen zwischen Ambo und Altar einbezogen ist. Exemplarisch dafür kann die 1999/2000 umgestaltete St. Christopherus-Kirche auf Sylt (Westerland) gelten, deren Innenraumgestaltung erst rund zehn Jahre später abgeschlossen wurde.

Das Taufbecken befindet sich hier in der Mitte; Altar und Ambo bilden die Brennpunkte der Ellipse, die den Feierraum markiert. Liturgisch erscheint eine solche Anordnung m. E. als herausragende Idee.

¹⁶ Cornelius Gurlitt, Die Pflege der kirchlichen Kunstdenkmäler. Ein Handbuch für Geistliche, Gemeinden und Kunstfreunde, Leipzig 1921, 45.

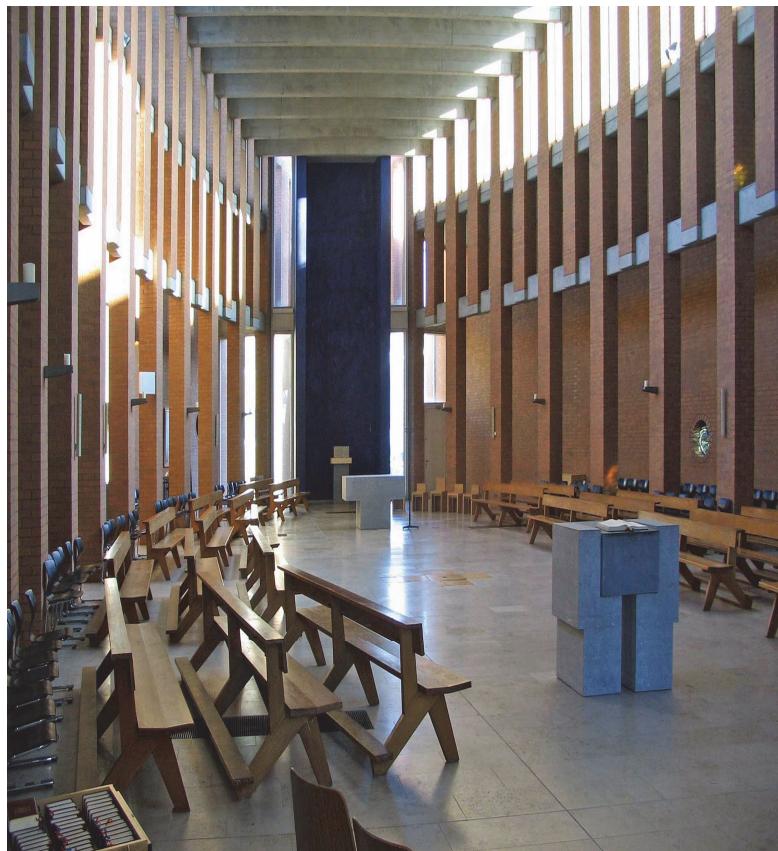


Abb. 5: St. Christopherus-Kirche, Westerland-Sylt¹⁷

In der Praxis zeigt sich allerdings, dass die Nötigung zu unmittelbarer und intensiverer sozialer Interaktion keineswegs bei allen Gottesdienstfeiernden auf Begeisterung stößt. Es kann sein, dass sich hier eine theologisch stimmige Einsicht für engagierte und regelmäßige Gottesdienstbesucher:innen als unmittelbar nachvollziehbar, gerade für unregelmäßige Gäste in Gottesdiensten aber als hohe Schwelle erweist. Die intendierte *participatio* aller kann aufgrund des hohen Inklusionsimperativs zu Exklusionen führen. Einfacher formuliert: Die Chance einer Mitfeier in Halbdistanz, die sich in hinteren Bankreihen oder hinter den Säulen mehrschiffiger Kirchen hervorragend leben lässt, wird hier minimiert.¹⁸

¹⁷ Abbildung nach: <https://www.strasse-der-moderne.de/kirchen/westerland-sylt-st-christopherus/> (Foto: Brühl, PD) [Zugriff: 11.12.2022].

¹⁸ Die liturgisch richtige Idee, festes, nach vorne orientiertes Kirchengestühl zu entfernen und durch Stühle zu ersetzen, hat übrigens das weitere Problem, dass das flexible Austarieren von Nähe und Distanz erschwert wird. Bei Stühlen muss ich mich entscheiden, ob ich direkt

Aber auch die Gewohnheit einer konventionalisierten Raumwahrnehmung bricht zusammen – und Menschen fühlen sich unter Umständen unwohl, wie nicht wenige Evangelische sagen, wenn man ihnen die Kirchenbänke aus der Kirche schafft und neue, flexible Bestuhlungslösungen wählt.

Die theoretisch stimmige Logik des Liturgie feiernden „Wir“ ist nicht einmal gemeindlich unbedingt für alle stimmig.¹⁹ noch problematischer aber erscheint, dass diese Logik das „Ich“ und „die Anderen“ eher an den Rand drängt oder sogar exkludiert. Wo finden sich Orte für die individuelle religiöse Praxis in einem solchermaßen auf das Feiergeschehen fokussierten Raum? Und wo und wie finden „Andere“ in diesem Raum Platz?

4. Gemeindezentren, die Ausrichtung auf „die Anderen“ und der problematische Verlust des Sakralraums

Genau um diese „Anderen“ ging es in den theologischen, kirchentheoretischen, gemeindlichen und architektonischen Neuaufbrüchen seit den 1960er Jahren. Es ging um *Bethlehem II*, um die Öffnung hin zur Welt und den Aufbruch der Kirche in die Welt. Es ging darum – jedenfalls metaphorisch –, die Mauern einzureißen und (keineswegs nur metaphorisch) die Schwellen niedriger zu machen.

Freilich kann dabei gefragt werden, ob die Lust und Freude, mit der nicht nur neue Gottesdienstformen entwickelt, sondern vor allem auch neue Kirchen- und Gemeindehäuser sowie Kirchenzentren gebaut wurden, nicht – zugespitzt und polemisch formuliert – dazu führte, bei dem Modell *Bethlehem II* das Christuskind gleich mit zu entfernen und nur noch die mottenzersetzte Decke liegen zu lassen. Die immer auch Abstand gebietende, den Alltag unterbrechende Erscheinung Gottes inmitten dieser Welt drohte horizontalisiert zu werden – mit der guten Absicht und der theologisch nachvollziehbaren Idee, dass „Gott“ kein Begriff ist und auch keine ontologische Entität, sondern immer „Beziehung“, dass sich die Gottesrelation damit (mindestens auch) in der zwischenmenschlichen Beziehung „ereignet“.

Bekannt ist die Untersuchung des Marburger Instituts für Kirchenbau und kirchliche Kunst der Gegenwart, die bereits vor einigen Jahren Kirchen- und Gemeindezentren wahrnahm, die bewusst auf einen eigenen Sakralraum verzichtet und stattdessen einen Mehrzweckraum installiert hatten.

neben dem Menschen Platz nehme, der oder die da schon sitzt, oder einen Platz Abstand halte oder gar zwei? So oder so: mein Platznehmen kann als distanzlos oder als bei Weitem zu distanziert empfunden werden, wogegen eine Bank ein weit flexibleres Sich-Positionieren und ggf. auch ein Näherrücken ermöglicht.

¹⁹ Eines von vielen evangelischen Beispielen ist die Umgestaltung und Erweiterung der evangelisch-lutherischen Kirche in Herzogenaurach, die innen als Communio-Raum neu gestaltet wurde. Die Reaktionen auch aus dem Kreis der häufigen Gottesdienstbesucher:innen waren und sind ambivalent.

Von 17 Gemeindezentren mit Mehrzweksälen wurde bei *allen* beobachtet, dass der einstige Mehrzweckraum nach einer gewissen Zeit *ausschließlich* für den Gottesdienst genutzt wurde.²⁰

Interessant ist das Beispiel des Ökumenischen Zentrums Baunatal bei Kassel, das 1974 eröffnet wurde.²¹ Das Raumkonzept sah – neben einem kleinen evangelischen Meditationsraum und einer größeren katholischen Kapelle – eine gemeinsame Halle vor, die als Gottesdienstraum gedacht war. Bereits 1985 zog sich die katholische Kirche aus dem Zentrum zurück und baute eine eigene Kirche. Die evangelische Kirche ist weiterhin im Zentrum aktiv, baute 1995 aber ebenfalls eine eigene Kirche. Gerald Hagmann, der dieses Zentrum untersuchte, schreibt:

„Elemente, die für die Architektur und Gestaltung von Kirchen typisch sind und auf die im ökumenischen Kirchenzentrum verzichtet wurde, haben in den neuen Kirchen wieder Raum gefunden. Dazu gehören unter anderem ein Kirchturm, eine feste Bestuhlung und eine kirchlich-identitätsstiftende Architektur, die die Kirchen eindeutig von anderen öffentlichen Gebäuden unterscheidet.“²²

Es zeigt sich (These 4): *Die radikale Öffnung für die Welt, für die Anderen, funktioniert nicht, wenn sie die Logiken des „Wir“ und des „Ich“ nicht mit bedenkt – und damit die Logik von Bethlehem I.*

Daraus folgt unmittelbar These 5: *Es lohnt sich, die Grenze passierbar zu machen und zu halten, aber nicht aufzulösen. Die Auflösung, die totale Entgrenzung, war der Fehler mancher Konzepte der 1960er/1970er Jahre. Der umgekehrte Fehler wäre die Selbstabschließung einer Gemeinde in einen Sakralraum.*

Es müsste darum gehen, vielfachen „Grenzverkehr“ zu ermöglichen. Von Anfang an löste der „Wallfahrtsdom“ „Maria, Königin des Friedens“ in Neviges kontroverse Reaktionen aus. Die leitende architektonische Idee des 1968 geweihten und von Gottfried Böhm gestalteten Gebäudes ist, die „feste Burg“ mit dem offenen Marktplatz zu verbinden. Von außen erscheint das Gebäude zwar vielfach zerklüftet, aber doch massiv; der Innenraum wirkt wie ein Marktplatz (oder soll mindestens diese Anmutung haben). Der Altar scheint im Zentrum eines weiten Platzes zu stehen, zu dem eine Straße führt; die Außenpflasterung wird im Inneren weitergeführt, wodurch Innen und Außen füreinander durchlässig werden, und die Lampen im Innern erinnern an Straßenlaternen.

²⁰ Vgl. Gerald Hagmann, Ökumenische Zusammenarbeit unter einem Dach. Eine Studie über evangelisch-katholische Kirchen- und Gemeindezentren (APrTh 32), Leipzig 2007, 60.

²¹ Vgl. Marta Binaghi, Ökumenische Kirchenzentren. Bild der Einheit oder Spiegel der Trennung? Architekturanalyse und theologisch-soziologische Reflexion (Bild – Raum – Feier 16), Regensburg 2015, CD-Dokumentation, 12.

²² Hagmann, Ökumenische Zusammenarbeit unter einem Dach (s. Anm. 20), 82f.



Abb. 6: Mariendom in Neviges²³



Abb. 7: Innenraum des Mariendoms²⁴

²³ Abbildung nach: https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/0/06/Gottfried_b%C3%B6hm%2C_pilgrimage_church%2C_neviges_1963-1972_-_02.jpg [Zugriff: 9.6.2022].

²⁴ Abbildung nach: https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/5/5f/Maria_K%C3%B6nigin_des_Friedens_%28Neviges%29.jpg [Zugriff: 9.6.2022].

5. Die Öffnung für „die Anderen“ – Heilandskirche Leipzig und Martinskirche Apolda als Beispiele

Die sechste These lautet: *Im Kontext von Sakralraumtransformationen werden die Logiken, die ich bisher eröffnet habe, in besonderer Weise deutlich – oder normativer formuliert: Es ginge immer wieder neu darum, die Spannung zwischen Wir, Ich und den Anderen in gegenwärtige Überlegungen zur Transformation einzuspeisen und so die Chancen, die unsere Kirchenräume bieten, neu zu entdecken.*

Nicht selten verstehen Gemeinden „ihre“ Räume als Wir-Räume. Jedenfalls im evangelischen Kontext sind die Logiken individueller religiöser Praxis häufig wenig präsent, wenn eine Gemeinde über die Zukunft „ihres“ Gotteshauses nachdenkt. Erst recht werden die Logiken der Anderen nicht immer wahrgenommen: der zufälligen Besucher:innen bzw. der weiteren Player im Sozialraum oder Quartier. Dabei wird es nicht nur spannend, sondern ist Kirche dann in besonderer Weise bei „ihrer“ Sache, wenn sie die Reduktion auf die Wir-Logik überwindet und transzendierte, indem „Andere“ Raum finden und so *hybride Raumlösungen* entstehen, die nicht nur die eigene Logik bedienen, sondern auch die Logik der Anderen, und die so zwangsläufig zu (vielleicht anstrengenden, bestimmt aber anregenden) Transformationen des Eigenen führen: der eigenen Liturgie, des eigenen Verständnisses von Gemeinde und Kirche, der Bestimmung unseres Auftrags in der Welt.

Die Leipziger Heilandskirche befindet sich derzeit in einem Prozess der Transformation, der 2022 mit dem Preis der Stiftung „KiBa“ ausgezeichnet wurde.²⁵ Die 1886–1888 von Johannes Otzen gebaute neugotische Kirche im damaligen Arbeiterviertel Plagwitz, das heute ein überaus junges, von vielen Studierenden bewohntes, durch eine starke linke Szene geprägtes Gebiet ist, wurde bereits in DDR-Zeiten umgestaltet, indem ein Untergeschoss eingezogen wurde. Oben gab es weiterhin einen, in seiner Höhe reduzierten Gottesdienstraum, unten entstanden mehrere Räume, die vor allem als Lagerraum für kirchliche Kunst genutzt wurden. Bei den Räumen unten setzt die Idee zur Transformation an. Die sakralen Gegenstände wurden ausgelagert; stattdessen soll mithilfe der Räume unten und durch deren Umbau ein Beitrag zu einem „Stadtteilzentrum Westkreuz“ geleistet werden.²⁶ Für Pfarrer:innen und Kirchenvorstände ergibt sich die herausfordernde Aufgabe, mit den weiteren Playern im Sozialraum in einen Dialog zu treten. Die Räume stoßen auf Interesse – als Räume für Gruppen, als Probenräume etc. Teilweise ergeben sich, ohne dass dies forciert würde

²⁵ Vgl. <https://www.ekd.de/preis-der-stiftung-kiba-2022-fuer-innovative-kirchennutzung-72748.htm> [Zugriff: 12.6.2022].

²⁶ Vgl. <https://westkreuz.org/> [Zugriff: 12.6.2022].

(oder werden könnte), Verbindungen zwischen dem Kirchenraum in seiner religiösen Logik und den weiteren Raumnutzungen. Die Idee einer Tango-Tänzerin, die den Kirchenraum als Probenraum nutzte, einmal „etwas“ mit der Gemeinde zu machen, führte zu Tango-Gottesdiensten, die seither in unregelmäßigen Abständen gefeiert werden. Die kurzen Andachten beim Adventsmarkt, der im Kirchenraum stattfindet, stoßen auf Interesse. Eine Künstlerin bat darum, ihre Werke im Kirchenraum ausstellen zu dürfen; was u. a. zu einem Gottesdienstprojekt führte. Die kirchliche Logik erscheint auf einmal wieder attraktiv für manche, die die Gemeinde ganz bewusst in das Haus gelassen hat. Und so gibt es zahlreiche Bewegungen der Transformation, die die Grenzen zwischen „Innen“ und „Außen“ vielfältig begehbar werden lassen. Künftig, nach Fertigstellung des Ausbaus der Räume „unten“, wird es spannend sein zu beobachten, welche Interaktionen zwischen „Oben“ und „Unten“ sich ergeben und wie die Grenze zwischen unterschiedlichen Logiken weiter perforiert wird. Eine Gemeinschaft wird sichtbar, die über das „Wir“ der auch in Plagwitz überschaubaren Gemeinde deutlich hinausgeht.

Meine siebte These lautet: *Es ist gerade nicht die Auflösung des Sakralraums, die die Attraktivität für unterschiedliche Player ausmacht, sondern dessen Existenz! Gleichzeitig ist klar, dass es im „Westkreuz“ schon jetzt und zukünftig noch mehr um Aushandlungsprozesse geht und gehen wird, die mit der Hybridität des Raumes bzw. des Gesamtensembles einhergehen.*

Ein ganz anderes Beispiel ist die Martinskirche im thüringischen Apolda. Seit vielen Jahren gibt es einen kleineren Raum im Osten, der als Andachts- und Gottesdienstraum verwendet wird. Das Kirchenschiff hingegen war (auch hier) Lager und Archiv. Es wurde leergeräumt – und es stellte sich die Frage, was damit geschehen könnte. Anfangs war an eine diakonisch-kirchliche Kooperation gedacht, an die Einrichtung eines Sozialkaufhauses. Doch dafür erwies sich der Raum als zu klein. Es wurden viele Schleifen gedreht – und nun wird im Rahmen eines IBA-Projekts der Entwurf eines Leipziger Architektenbüros umgesetzt.²⁷ Es entsteht ein „Haus im Haus“, das so gestaltet ist, dass der Kirchenraum als solcher noch erkennbar bleibt. In diesem Haus soll es Räume geben, die die Kirchengemeinde nutzen kann, die aber auch an andere vermietet werden können.

Interessant ist der „Restraum“, der „Plaza“ genannt wird. Hier soll „etwas“ entstehen, das noch nicht da ist und auch nicht vorgegeben werden kann, weil sich diese Prozesse – wie auch bei der Heilandskirche – der detaillierteren Planung entziehen und auf die Dynamik der Interaktion verschiedener Akteur:innen angewiesen sind. Es geht um die Öffnung für die Stadt, für Menschen, die Ideen haben. Es könnten Konzerte in der „Plaza“ stattfinden oder Ausstellungen. Es könnte aber auch sein, dass Jugendliche dort Skate-

²⁷ Vgl. <https://www.iba-thueringen.de/projekte/apolda-martinskirche> [Zugriff: 12.6.2022].

board fahren. Wahrscheinlich ist es hier etwas schwieriger, die kirchliche Logik mit den anderen Logiken zu verbinden, weil die Kirche in der Ostkapelle und auch in dem „Haus im Haus“ für sich und unter sich bleiben kann und es so weniger Bedarf für die Interaktion der Verschiedenen gibt.

6. Die Akteur:innen der Umnutzung: Wer bestimmt, was im Haus geschieht?

Dass „die Anderen“ plötzlich Interesse an dem Haus der Kirche haben, ist für das „Wir“ der Gemeinde, das ein solches Haus normalerweise nutzt und pflegt, seit Jahren erhält und mehr oder weniger regelmäßig bespielt, entweder eine wunderbare oder eine einigermaßen verstörende Erfahrung. Wunderbar dann, wenn der wechselseitige Kontakt als bereichernd und öffnend erlebt wird. Hoch problematisch, wenn „die Anderen“ plötzlich Anderes wollen.

In einem kleinen Dorf unweit von Leipzig gibt es eine Kirche, die nur noch von wenigen zum Gottesdienst genutzt wird. Die Gemeinde schrumpft, wie vielerorts in Ostdeutschland. Nicht wenige im Dorf stellten sich darauf ein, dass der Gottesdienstraum nicht mehr allzu lange gebraucht werden wird. Investitionen, Renovierungen etc. schienen eher unangemessen. Ein langsames Sterben, synchron zum Älterwerden der „Restgemeinde“, prägte die Haltung vieler. Dann aber kam eine Gruppe vor allem Neuzugezogener aus der nahen Stadt, die auf ein Kunstwerk aufmerksam wurden, das sich in der Kirche befindet: die Horburger Madonna – ein Werk des Naumburger Meisters.²⁸ Seither arbeitet ein Verein „Freundeskreis der Horburger Madonna“ erfolgreich an einer Renovierung der Kirche und daran, die Madonna ganz neu zu präsentieren und zugänglich zu machen. Eine Art Kirchbauverein ist neben der Gemeinde entstanden – mit all den Synergien, die dies ermöglicht, und den Interessenkonflikten, die damit einhergehen. Den Vereinsmitgliedern stehen ambitionierte Umbaupläne vor Augen, die im Internet dokumentiert werden – und es stellt sich die Frage, wer eigentlich die Macht im Haus hat bzw. wie die unterschiedlichen Akteurinnen und Akteure zusammenkommen.

Bei allen Umnutzungsprozessen, die wir im Forschungsprojekt „Sakralraumtransformation“ derzeit beobachten, ist das eine der, wenn nicht die entscheidende Frage: Wie kann es gelingen, die unterschiedlichen Akteur:innen miteinander ins Gespräch und möglichst so in Verbindung zu bringen, dass sich die unterschiedlichen Logiken nicht ausschließen, sondern wechselseitig befruchten? Mindestens die folgenden Player spielen dabei eine Rolle:²⁹

²⁸ Vgl. <http://horburger-madonna.de/> [Zugriff: 12.6.2022].

²⁹ Die folgende Liste verdanke ich dem Stadtentwickler und Sozialforscher Jörg Beste; vgl. <https://synergon-koeln.de/eine-seite/stadtentwicklung-sozialraum-baukultur/joerg-bestе/> [Zugriff: 12.6.2022].

Kirchengemeinden, mittlere Kircheninstanzen, Bistümer und Landeskirchen, Kirchliche Bauverwaltungen, Kommunen, Denkmalbehörden, Initiativen und Vereine, Architekt:innen, Berater:innen, Investoren, Nutzer:innen.

Dieses Miteinander muss nicht als Gefährdung oder Problem gesehen, sondern kann als Chance wahrgenommen werden, woraus sich These 8 ergibt: *Durch unsere Räume eröffnet sich für Kirchen und Gemeinden die Chance zum Dialog – und insbesondere: zur Schaffung hybrider Räume, die nicht der einen Logik dienen, sondern zwischen Wir, Ich und „den Anderen“ Potenziale des Miteinanders freisetzen.*

7. Zwischen-Räume Gott-menschlicher Interaktion oder: Die Chance hybrider Räume

Die Pointe von Sakralräumen liegt schon immer und auch zukünftig darin, dass es in ihnen um die Interaktion, die Verbindung von „Gott“ und „Mensch“ geht, dass die Horizontale der Begegnung von Menschen umfangen und umgeben ist von der Vertikalen, die nicht etwas Eigenes jenseits dieser horizontalen Logiken ist, sondern in, mit und unter diesen Logiken und Praktiken aufscheint.

Das jedenfalls wäre die inkarnatorische, die bethlehemitisch-theologische Pointe des unter uns zeltenden Gotteswortes (vgl. Joh 1,14). Das bedeutet: Nichts erscheint mir langweiliger als Umnutzungen von Sakralräumen, die diese Vertikale eliminieren. Wenn aber mit der Umnutzung sichtbar bleibt, was der Raum war, bieten sich Chancen.

Besonders im Osten Deutschlands beliebt sind Touristenkirchen: Kirchen, die partiell zur Herberge werden, wie etwa in Neustadt am Rennsteig, wo es möglich ist, in der Kirche zu schlafen und dies auch bei „airbnb“ beworben und von 225 Menschen herausragend gut bewertet wird – keineswegs nur von Menschen, die sich als Christ:innen oder Kirchenmitglieder zu erkennen geben: „Her(r)bergskirche – das besondere Schlaferlebnis“.³⁰

Freilich: So groß meine Begeisterung für diese Hybridität ist und so viele Chancen ich darin sehe – ich lebe zugleich in einer Stadt, in der wir nun seit vielen Jahren erfahren, wie schwierig und mühevoll das Leben mit einem hybriden Raum ist. Ich spreche von der Universitätskirche St. Pauli. 1968 wurde die alte Universitätskirche (aus dem 13. Jahrhundert) vom SED-Regime gesprengt. Seit der friedlichen Revolution und der Deutschen Einheit stand die Frage im Raum, ob und wie es einen Neuaufbau geben soll. Schließlich war die Idee, einen Hybridraum zu schaffen, der zugleich Aula der Universität und Universitätskirche ist. Das ist einerseits gelungen, andererseits aber bleibend schwierig. Der Raum (in der Ausführung des

³⁰ Vgl. <https://synergon-koeln.de/eine-seite/stadtentwicklung-sozialraum-baukultur/joerg-best/> [Zugriff: 12.6.2022].

Architekten Erick van Egeraat) wurde 2017 eröffnet bzw. geweiht. Von außen erinnert er an die alte Kirche, aber auch an die Zerstörung. Er entstand auf der Grundfläche, die exakt der Paulinerkirche von einst entspricht. Innen aber wird deutlich, dass der Raum zerfällt: Im Altarbereich, der den alten Paulineraltar beherbergt, hängen zahlreiche Epitaphien, die aus der alten Kirche gerettet und liebevoll sowie hochwertig restauriert wurden. Heftig umstritten ist eine Plexiglaswand, die den Gesamtraum in zwei Hälften teilt: Manche sprechen vom „Andachtsraum“ im Osten und der „Aula“ im Westen. Gedacht war es anders: als *ein* Raum mit unterschiedlichen Nutzungen für Gottesdienste, für die Universitätsmusik und als Aula der Universität.³¹

Noch keine Lösung gibt es für die Frage, ob die ebenfalls 1968 gerettete Barockkanzel aus der alten Paulinerkirche aufgestellt werden darf. Hier wäre es aber evident, dass sie in den Hauptraum, ins Kirchenschiff bzw. eben in die „Aula“ gestellt werden müsste, wogegen sich der Senat der Universität aussprach. Aber die Diskussion geht weiter – und es wird erneut klar: Hybridität darf nicht romantisiert werden, sondern bedeutet bleibende Aushandlungsprozesse, zu denen die Frage nach der Macht im Raum und über den Raum gehört. Trotzdem halte ich Hybridität für eine Chance: für theologisches Denken, für die Frage nach Kirche und ihrer Entwicklung in der Gegenwart, für Gemeinden und ihre Rolle im Sozialraum, für Liturgien, die sich neu entwickeln werden, für diakonisches Handeln.

Kirchenräume bleiben, wenn es gut geht, in den Transformationen Orte der Unterbrechung. Die dominanten gesellschaftlichen Logiken werden unterbrochen (vor allem die Logik der Ökonomie) – und genau deshalb erweisen sich diese Räume als bleibend attraktiv. Sie ermöglichen Grenzverkehr – zwischen der Horizontalen und Vertikalen, zwischen Gemeinden und einer mehr oder weniger säkularen Welt, zwischen Gott und Mensch. Sie bieten die Chance von *Bethlehem II*, wozu freilich immer auch *Bethlehem I* gehört. Sie sind Zwischen-Räume. Und so lautet meine neunte und letzte These: *Egal ob umgenutzt oder nicht: Der entscheidende Zwischen-Raum bleibt der zwischen Gott und Mensch.*

³¹ Vgl. dazu Alexander Deeg, Geistlich und geistig – Kirche und Aula. Die Universitätskirche St. Pauli in Leipzig als Herausforderung und Chance, in: ÖR 67 (2018), 484–490; ders., Zwischen Aula und Kirche. Kulturwissenschaftliche und theologische Perspektiven zum neu entstandenen Bindestrich-Gebäude und Konsequenzen für die Nutzung, in: Peter Zimmerling (Hg.), Universitätskirche St. Pauli. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, Leipzig 2017, 275–282.